

## Das aktuelle theologische Buch

LÜTZ MANFRED, *LebensLust*. Wider die Diät-Sadisten, den Gesundheitswahn und den Fitness-Kult. Ein Buch über Risken und Nebenwirkungen der Gesundheit und darüber, wie man länger Spaß am Leben hat. Pattloch, München 2002. (208) Geb.

Lachen ist gesund, weiß der Volksmund. Sollte diese Binsenweisheit zutreffen, so entfaltet die Lektüre des neuen Buches von Manfred Lütz geradezu therapeutische Wirkung: Leser und Leserin tun etwas für ihre Gesundheit – ganz ohne Diät-Sadismus und Gesundheitswahn, und der Fitness-Kult beschränkt sich auf die Lachmuskeln. Dass einem das Lachen allerdings hin und wieder im Hals stecken bleibt, kann auch geschehen: denn Lütz, selbst Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie sowie Theologe, trifft empfindliche Stellen mit großer Präzision. Und vom gesunden Lachen hält er auch nichts – er ist mehr für den „Spaß an der Freud“.

Dem Autor geht es „in diesem Buch um eine Rehabilitation der Lust in ihrem umfassendsten Sinn, also um Lebenslust“ (5). Zuerst wendet er sich jedoch der Diagnose zu. Und schon in der Einleitung stellt er die Parallelen zwischen Gesundheitskult und Religion fest: „Unsere Vorfahren bauten Kathedralen, wir bauen Kliniken. ... Unsere Vorfahren retteten ihre Seele, wir retten unsere Figur“ (12). Die neue Gesundheitsreligion habe selbsternannte Päpste, ergebene Gläubige, Hohepriester des Wohlergehens, Zuchtmeister, Asketen, Heilige, Inquisitoren, Orden, Sekten und Häresien.

Lütz bekennt, in der Gesundheitsreligion Atheist zu sein. Jedenfalls schreckt er vor Ketzereien keineswegs zurück, sondern analysiert mit scharfer Beobachtungsgabe und spitzer Feder verschiedene Phänomene des Gesundheitskults, beispielsweise „Von der Prozessionstradition zur Chefarztvisite – die neuen Riten“. Die Chefarztvisite sei „in der Regel völlig zwecklos, aber höchst sinnvoll, erfüllt also alle Voraussetzungen einer Kultveranstaltung“ (23), stellt der Verfasser, selbst Chefarzt eines psychiatrischen Krankenhauses, fest. Die triste

Wallfahrt zum Spezialisten wird auf ihren pseudoreligiösen Ablauf untersucht (26), die Verkündigung zweifelhafter Heil(ung)slehrer (28), ebenso die „neuen Bußübungen“ (31) wie strenge Diäten, Marathonläufe, Anstrengungen im Fitness-Studio...

Dann kommt der Schönheitswahn an die Reihe, dem ebenfalls nicht wenig an Zeit, Geld und Kasteiungen geopfert wird; und im folgenden Kapitel weiß Lütz der (barocken) katholischen Auffassung von Sexualität viele gute Seiten abzugewinnen – im Interesse der Lebenslust.

Diese vergeht dem Menschen jedoch, betritt er die „Kathedrale des 20. Jahrhunderts“ (57) – das Krankenhaus. Lütz zieht Vergleiche zwischen dem Aachener Klinikum („Dieses Riesengebilde nimmt in der Gesundheitsreligion sozusagen die Stelle des Petersdoms ein“) und mittelalterlichen Kirchen, dem Labyrinth des Minotauros, dem Spiegelsaal in Versailles. Kein Wunder, dass das Gesundheitswesen kaum noch finanziert erscheint. Aber Lütz betrachtet die „Kostensteigerung im Gesundheitswesen als religiöses Phänomen“ (63) – und diesem ist mit Vernunftgründen nicht beizukommen. Aber vielleicht kann die „Ethik des Heilens“ Abhilfe schaffen? Der Autor warnt ausdrücklich vor diesem „Fundamentalismus“, der Menschenopfer denkbar macht. „Von der gesundheitsreligiös motivierten ‚Ethik des Heilens‘ aus, die es erlaubt, gewisse ‚Menschen minderen Werts‘ für einen guten Zweck zu opfern, könnte sich ein Weg ergeben, die alarmierende, gesundheitsreligiös erzeugte Kostensteigerung im Gesundheitswesen zu begrenzen“ (68f). Die Schwelle zur Euthanasie sei in den letzten Jahren deutlich niedriger geworden.

Den Heilsbringern der Gesundheitsreligion, den Ärzten, widmet sich Lütz ausgiebig. Einerseits profitieren sie von der ihnen zugesprochenen Rolle. Andererseits aber werden sie von den Patienten, die den Spezialistentourismus und das „Krankenhausshopping“ entdeckt haben, unter Druck gesetzt. Sie sehen sich unerfüllbaren Forderungen ausgeliefert, nämlich Gesundheit in jedem Fall herzustellen, und zwar um jeden Preis. „Überforderte Götter – die Lebenslügen der Gesundheitsgesellschaft und ihre

Opfer" lautet die Überschrift des entsprechenden Kapitels (82), in dem die Rolle des Arztes mit jener von Osiris und Charon verglichen wird. Ähnlich überzogene Erwartungen werden an die Krankenhäuser gerichtet: „Denn hinter dem Wort vom ganzheitlichen Krankenhaus steht letztlich die Vorstellung von der gesundheitsreligiösen Heilsanstalt, die eben nicht nur Heilung von irgendwelchen Krankheiten bewirken, sondern irgendwie so etwas wie das Heil des Menschen produzieren kann“ (79).

Nach seiner spritzigen Bestandsaufnahme der Auswüchse einer auf Gesundheit, Wellness und Schönheit fixierten Gesellschaft, der nach Lütz nicht nur das Augenmaß für die Investitionen Zeit und Geld, sondern vor allem der Humor und die Lebensfreude abhanden gekommen sind, begibt sich der Autor auf die Suche nach der Lust am Leben. Und er findet sie im Christentum, bringt sehr anregende Beispiele dafür und auch für die leibfeindlichen Gedankengänge der heidnischen Umwelt (96f). Das Bild der alten Kirchenväter von Christus, dem Arzt habe jede christliche Verachtung der Gesundheit ausgeschlossen; man habe seine Bemühungen auf die Heilung des menschlichen Leidens gerichtet; dies aber immer in dem Bewusstsein, dass es menschliche Bemühungen ohne absoluten Erfolg seien – „das machte realistisch und bescheiden“ (100).

Die oft beschworene und eingeforderte „Ganzheitlichkeit“ findet Lütz nicht im modernen Gesundheitswesen, sondern in einer Wallfahrt, die in einer fröhlichen Tafelrunde abgeschlossen wird: Ein Gemeinschaftserlebnis, das körperliche, geistige und seelische Heilungskomponenten vermitteln kann, im Unterschied zu Gesundheitsreligion oder auch Esoterik; hier interessiere man sich „nur noch für seine Sterne, für seine Karten, für seine Zukunft“ respektive „für seine Laborwerte, seine Prognose, also seine Gesundheit. Wer auf diese Weise ganz für sich allein Glück sucht oder Lebenslust, für den ist das eine bunt tapezierte Sackgasse“ (105).

Im Teil „Lust im Leben – wie man länger Spaß am Leben hat“ rechnet Lütz zunächst augenzwinkernd vor, dass „mindestens

90,18 Prozent des Lebens... lebenslustfreie Zone“ sind (110). Und er zeichnet das düstere Bild einer Gesellschaft, in der „Behinderung, Krankheit, Schmerzen, Leiden, Alter und Sterbephase“ lästige Probleme und daher „möglichst überhaupt zu verhindern oder wenigstens diskret aus dem Gesichtsfeld zu befördern, wegzumachen oder zu entsorgen sind“ (110f). „Übrig bleibt eine glatte, immer junge, schöne neue Welt ohne jeden Schatten.“

Sich auch dem Schatten zu stellen, ist für Lütz unverzichtbar. „Die Lust lebt vor allem davon, was ist... sie ist ein ganzheitliches Geschehen. Nur so ist zu erklären, warum die Körperbetonung, der Fitness-, Wellness- und Gesundheitsbewegung wider Erwarten keinen Lustgewinn bringt... deswegen wirkt der Körperfektur geradezu lusttötend“ (114).

Sehr berührend schildert und analysiert Lütz Menschen mit Behinderungen und ihre (teilweise genialen) Möglichkeiten – der geistig behinderte „Burkhard“, Homer, Demosthenes, Beethoven, Erikson, Hawking. „Die sichtbare Präsenz von Behinderten in unseren Gesellschaften ist... die denkbar beste Erinnerung an die Menschenrechte jedes Menschen... Damit wird klar, dass die leichtfertigen Utopien einer unbehinderten Welt Horrorvisionen sind, denen die wirkliche Humanität abhanden gekommen ist“, meint der Autor im Hinblick auf das Menschenbild Peter Singers (120f). „Krankheit gehört zum Leben dazu, sie bringt schärfere Kontraste ins tägliche Einerlei der dahinlaufenden Zeit“ (129). Und so schreibt Lütz auch sehr spannend über „Schmerz als Hilfe“ (129ff) und „Leiden als Kraft“ (133ff), „Alter als Segen“ (138ff), „Sterben und Tod als Wurzel des Lebens“ (144ff).

Im letzten Teil des Buches „Lust auf Leben – über psychotherapeutische Virtuosen und Zuhälter“ geht Lütz mit seinen Berufskollegen im engeren Sinn ins Gericht. Die Laborwerte stimmen, der Mensch ist gebräunt, fit und faltenfrei – und dennoch unglücklich. Also begibt er sich erneut in Behandlung, aber: „Man kann getrost davon ausgehen, dass eine Psychotherapie, die das Glück verheißen, den Namen nicht verdient,

mit dem sie Geschäfte macht“ (159). Der Verfasser untersucht die Religionsähnlichkeit (und den quasireligiösen Anspruch) verschiedener psychotherapeutischer Richtungen: „Heftige Glaubenskämpfe, Abspaltungen, Sektenbildung, Ketzerverfolgung sind die Konsequenz“ (160). Lütz bezweifelt die Behandlungsbedürftigkeit der Bevölkerungsmehrheit, die von manchen Psychotherapeuten unterstellt wird. Er bezweifelt auch die Sinnhaftigkeit von psychotherapeutischer Behandlung in allen denkbaren Lebenslagen; sie sei stets höchstens die zweitbeste Form der Kommunikation. „Die beste Form ist das Gespräch mit Angehörigen, Freunden, Nachbarn, Metzgern und sonstigen ganz ‚normalen‘ Leuten“ (175). Und: „Gute Therapie macht nicht Lust auf Therapie, sondern Lust aufs Leben“ (176). „Lebenslust braucht Zeit – aber keine Freizeit“ (182), stellt Lütz fest und widmet sich verschiedenen Phänomenen des Zeit-Vertriebs (bis zu ihrem Totschlag), der Sakralisierung der Arbeit, dem Stellenwert der Muße, der im Interesse der Lebenslust ein Loblied gesungen wird, ebenso wie dem Kult und der „Sinnlichkeit der Ewigkeit“ (189) und dem „benediktinischen Lebenslustkonzept“ (198f). Der Autor versteht es jedenfalls, Lust auf Lebenslust zu machen – und sie woanders zu suchen als in diversen Therapien, Fitness-Studios und Erlebnisurlauben. Ein anregendes Buch, dessen Lektüre lustvolle Stunden beschert!

Leonding

Eva Drechsler

## Besprechungen

Der Eingang der Rezensionen kann nicht gesondert betätigt werden. Die Korrekturen werden von der Redaktion besorgt. Bei Überschreitung des Umfangs ist mit Kürzungen zu rechnen. Nach Erscheinen der Besprechungen erhalten die Rezessenten einen, die Verlage zwei Belege.

## A K T U E L L E F R A G E N

■ REMELE KURT, *Tanz um das goldene Selbst*? Therapiegesellschaft, Selbstverwirklichung und Gemeinwohl. (Theologie im kulturellen Dialog; Bd. 9). Styria, Graz-Wien-Köln 2001. (505) Geb. € 21,50.

Die vorliegende Publikation ist die Habilitationsschrift des in Graz am Institut für Ethik und Gesellschaftslehre lehrenden Ao.Univ.-Prof. Dr. Kurt Remele. Sie stellt einen umfassenden und kennnisreichen Versuch dar, die sogenannte ‚Therapiegesellschaft‘ aus der Sicht der Sozialethik zu beleuchten und kritisch zu hinterfragen, wie es im Titel schon anklingt. Insofern dies erstmals in so grundlegender und differenzierter Weise geschah, kommt diesem Werk eine große und wichtige Bedeutung zu.

Zunächst geht der Autor im ersten Teil (17–68) seiner Arbeit „der Frage nach, wie psychotherapeutische Denkkategorien die Alltagserfahrungen von Menschen beeinflussen“ (13) und zeigt dies exemplarisch anhand eines Streitgespräches. Zwei Frauen setzen sich über die Wertigkeit von *Selbsterfahrung* kontra *Helfen* auseinander. Remele analysiert diesen Streit, gibt keiner der beiden extremen Positionen („hedonistische Selbstbezogenheit“ (64) gegenüber neurotischem Helfersyndrom) recht, sondern zeigt exemplarisch und anschaulich den legitimen Hintergrund beider Positionen auf. Zum einen stellt er den theoretischen und praktischen Rahmen der Selbsterfahrung im Kontext der „Gestalttherapie“ (23) von Fritz Perls dar, und zum anderen analysiert er das „Helfersyndrom“ (49), das in vielen sozialen und helfenden Berufen auftaucht. Um beiden Positionen aber besser gerecht zu werden, nimmt er auch den „kultursoziologischen und kulturrethischen Kontext“ (67) von psychotherapeutischen Ansätzen in den Blick.

Dies geschieht im zweiten Teil (69–150) durch die ausführliche Darlegung der Kritik des Kommunitarismus „am radikalen Individualismus der psychotherapeutischen Kultur“ (69). Remele rekonstruiert diese Kritik an der Psychotherapie vor allem unter Bezugnahme auf den „kommunitaristischen Bestseller *Habits of the Heart* von Robert Bellah“ (13). Er stellt die Argumentationslinien des Buches von Bellah dar, die in dem Hauptvorwurf münden, dass in der sogenannten psychotherapeutischen Kultur Amerikas (und zunehmend auch in der europäischen) die *eigene Unabhängigkeit* und das *eigene Wohlbefinden* an oberster Stelle stehen. Dies geht einher mit dem Verlust „Familie und Gesellschaft, Religion und Berufsvorstellungen als Quellen von Autorität und Verpflichtung“ (149). Remele fügt eine Zwischenbetrachtung ein, in der er zwei Formen des „radikalen Individualismus“ (107) darstellt. Die eine Variante wird „utilitaristischer Individualismus“ (ebd.) genannt, in dem das eigene Leben auf rein eigennützigem Verfolgen der eigenen Interessen basiert. Die zweite Variante nennt sich „expressiver Individualismus“ (117), in dem